

EIN JAHR IN DEUTSCHLAND: IMPRESSIONEN EINES ASIATISCHEN SOZIOLOGEN

HUANG LI CHOI

Vorbemerkung

Dieser Text ist aus einem längeren und intensiven Gedanken- und Erfahrungsaustausch hervorgegangen, an dem einige weitere asiatische Kollegen und einige deutsche beteiligt waren. Ohne diesen Austausch hätte ich meine Eindrücke nicht in die gedankliche und sprachliche Fassung bringen können, in der sie jetzt vorliegen. Ohne ihn hätte ich auch nicht den Mut gehabt, meine Eindrücke überhaupt zu äußern und meinen deutschen Kollegen vorzutragen. Ich wäre froh, wenn dieser Text für sich sprechen könnte, - unter Absehung von der Person, die ihn dann schließlich zu Papier gebracht hat.

Mittlerweile hat die Soziologie auch an den Hochschulen vieler halbwegs entwickelter 'Entwicklungsgesellschaften' ihre Wurzeln geschlagen. Wer sich dort ihrem Studium gewidmet hat und die Gelegenheit zu einer Studienreise in eines der westlichen Stammländer der Soziologie erhält, bricht auf wie zu einer Pilgerreise: in spannungsvoller Erwartung des Reichtums an Wissen und Erfahrung, der sich ihm an den Quellstätten seines Faches erschließen wird, - in der Gewißheit, akademische Stärkung und Erbauung zu erfahren für das mühsame Geschäft, modernes soziologisches Wissen, für das eigene Land eher Zukunfts- als Gegenwartswissen, in diesem heimisch zu machen. Dies gilt umso mehr, wenn der soziologische Pilger, wie in meinem Falle durch besondere Umstände dazu disponiert, nicht in eines der westlichen Länder englischer Sprache reist, sondern vielmehr in das Land Max Webers, Georg Simmels, Karl Mannheims und vieler anderer, - ein Land, dem er besonderen Tiefgang zuzuschreiben gelernt hat in der theoretischen und methodologischen Grundlegung des Faches.

Es gehört zum Charakter solcher akademischer Pilgerreisen von der 'dritten' in die 'erste' Welt, daß sie selten wirklich enttäuschen. Zu unbestimmt euphorisch sind die Ausgangserwartungen, zu groß ist das Gefälle zwischen schon Rezipiertem und noch Rezipierbarem, als daß die Erfahrungsbilanz einer solchen Reise in die roten Zahlen geraten könnte. Wo sich solches anzuzeigen droht, intervenieren der angestammte Respekt vor den Errungenschaften

westlicher Wissenschaft und die kulturell 'angeborene' Höflichkeit vor dem gastgebenden Land und seinen akademischen Institutionen und Wissenschaftlern und wenden zum Guten, was hie und da als eine Enttäuschung empfunden werden mag (etwa das doch recht geringe Maß an Aufmerksamkeit, das einem auch bei längerem Aufenthalt zugewendet wird) .

Wenn ich jetzt, unmittelbar nach meiner Rückkehr und noch nicht ganz wieder 'zu Hause', in der unvermeidlichen Phase des Sichwiederfindens zwischen zwei Welten, eine erste Summe meines Jahres im gelobten Land 'westlicher', hier : deutscher Soziologie zu ziehen versuche, kann ich manches noch aus-drücken, was den beschriebenen Interventionen noch nicht ganz zum Opfer gefallen ist. Ich beeile mich, es zu tun, solange es noch möglich ist. Ich möchte dieses Produkt eines Übergangserlebens meinen deutschen Freunden gern anvertrauen; vielleicht hilft mir ihre Reaktion, auch für mich zu bewahren, was ich schon jetzt hier bald entschwinden sehe, - zum Nutzen für mich wie für sie, und für das, was uns an gemeinsamen Interessen verbindet.

Ich möchte mit der Schilderung eines Erlebnisses beginnen. Es war bei einem der ersten Gespräche im kleineren Kreise von Kollegen ganz am Beginn meines Aufenthaltes in der Bundesrepublik, daß mir ein Schock widerfuhr, der mich aus der mitgebrachten Euphorie von Erwartung, Respekt und Wissensdurst in beträchtliche Verwirrung stürzte. Ein deutscher Kollege, der schon lange enge Kontakte mit Soziologen in meiner Heimatregion unterhielt, brachte in der locker gehaltenen und doch, wie ich bald lernte, auch darin noch so ernst gemeinten Weise, die deutscher akademischer (und nicht nur solcher) Geselligkeit eigen ist, den Gedanken ins Spiel, wie aufschlußreich es doch sein könnte, wenn ein Team von Soziologen aus meinem Lande einmal in eigener Initiative und Gestaltungsfreiheit ein soziales 'Feld' beliebiger Art in Deutschland untersuchen würde. Während die meisten anderen anwesenden Deutschen mit - freilich nicht allzu ausdrucksstarken - verbalen und physischen Gesten zustimmend zu reagieren schienen, blickte einer von ihnen zunächst ernst und still in die Runde und hob dann zu einer abwehrenden Stellungnahme an. Dies sei doch nicht nur eine ungewöhnliche, sondern gar eine bedenkliche Idee- bei Lichte besehen, er könne sich nicht helfen, eigentlich eine Zumutung, für beide Seiten. Denn wie könnte asiatischen Kollegen, gerade halbwegs im Fach heimisch geworden und kaum vertraut mit den 'Tiefenstrukturen' westlicher Gesellschaften und ihrer Geschichte, eine solche Aufgabe verantwortbar angesonnen werden? Und was könne von ihnen schon an weiterführenden Aussagen über westliche Gesellschaften erwartet werden, mit denen sich doch die hiesigen Soziologen nun schon seit mehr als einem Jahrhundert so ausgie-

big und tiefgründig auseinandergesetzt hätten ? Sollten die asiatischen Kollegen ihre Kräfte nicht besser ganz darauf richten, ihren Nachholbedarf an fachlicher Vertiefung und Profilierung zu decken, und sollten sie nicht besser ihr Wissen und ihre Fähigkeiten ganz auf ihre eigenen Gesellschaften konzentrieren, die es doch, weiß Gott, nötig hätten ?

Die Unmißverständlichkeit dieser Stellungnahme erzeugte in der Gesprächsrunde zunächst allgemeine Verlegenheit, dann allerlei blasse vermittelnde Äußerungen und ließ das angeschlagene Thema schließlich schnell aus dem Gespräch verschwinden.

Mich trieb die Erfahrung dieser Gesprächssituation, die mich im Augenblick des Geschehens nur hatte den Kopf senken lassen, wochenlang um. Die Erinnerung an sie kam immer wieder zurück, und sie verwandelte sich mit der Zeit von Verständnis- und Ratlosigkeit in wachsenden Zorn, je mehr ich zu entdecken begann, wie sehr sich in den Köpfen der meisten deutschen Soziologen, die ich kennen lernte, das wissenschaftliche Selbstbewußtsein mit für mich ganz unerwarteter Ignoranz verband im Blick auf alles, was außerhalb des Horizonts des ihnen gesellschaftlich Vertrauten liegt. Nicht nur wußten sie kaum etwas von den gesellschaftlichen Lagen und den kulturellen Tiefenstrukturen, die etwa asiatische Gesellschaften heute kennzeichnen; sie zeigten auch kaum ein ausgeprägtes Interesse daran, ihr spärliches Wissen darüber zu ergänzen. Vielmehr reagierten sie auf meine zurückhaltenden Versuche, ihnen einiges Wissen zu vermitteln, mit schnellen und selbstsicheren Statements nach dem Muster des 'societal and cultural lag', um diese Anmutung dann alsbald von sich schieben zu können. Bei kaum einem, mit dem ich so sprach, konnte ich irgendein nachhaltigeres Interesse an gesellschaftlichen und kulturellen Besonderheiten meines Heimatlandes und anderer in meiner Region wecken, - bei einigen allenfalls eine staunende Reaktion nach dem Muster 'was es doch alles so gibt', bei einigen wenigen auch momentane euphorische Reaktionen über das besondere kulturelle Potential des Orientalischen, was mir nicht weniger peinlich war als die selbstgefällige Ignoranz der meisten.

Wenn ich heute wieder in meiner heimischen Studierstube sitze und mich der eben beschriebenen Eindrücke erinnere, hadere ich wieder und immer noch mit meiner Enttäuschung über den soziologischen und menschlichen Provinzialismus, der mich entgegen allen Erwartungen in Deutschland überraschte und überwältigte, und ich frage mich auch, was ich im Lichte dieser Erfahrung vom Anspruch einer Wissenschaft halten soll, die in universale Kategorien und Aussagen kleidet, was sie doch so offensichtlich lediglich an ihren eigenen Gesellschaften abliest und abzulesen vermag ? Mit dem Nachdenken darüber

wächst mir die Ahnung zu, wie problematisch doch unsere Haltung des Respekts vor der westlichen Soziologie ist : wissen wir doch, eingeübt über die Rezeption des mit der Wirklichkeit westlicher Gesellschaften gefüllten Faches, über diese ebenso halbwegs Bescheid wie über unsere eigenen, in die wir 'einsozialisiert' worden sind und auf die wir uns zugleich einen 'soziologischen Blick' zugelegt haben. Wie werde ich heute dem nächsten westlichen Kollegen begegnen, der mit dem Vorhaben, in eigener Regie etwa die Auswirkungen der 'grünen Revolution' auf die 'Bauernschaft' meines Landes und auf ihre 'kulturellen Einstellungen' untersuchen zu wollen, zu mir kommt ? Ich füge hinzu, und muß es der Ehrlichkeit halber tun, daß ich jetzt nicht weniger irritiert auf manche meiner hiesigen Kollegen blicke, die unsere Gesellschaft studieren, als ob sie solche Kollegen aus dem Westen wären.

Dieser eine häretische Ertrag meiner akademischen Pilgerreise gen Westen konvergiert mit einer anderen Beobachtung, die sich mir im sich ausweitenden Umgang mit Deutschen (aber auch anderen westlichen) Kollegen immer nachhaltiger aufgedrängt hat. Auch im Blick auf ihre eigene Gesellschaft scheinen sie für sich ein soziales Milieu eigener Art darzustellen, das in seinen inneren Verkehrsformen wie in seiner Art und Weise, die gesellschaftlichen Verhältnisse im eigenen Land wahrzunehmen, zu erfassen und zu behandeln, von auffälliger Enge ist und allem so sehr gepflegten Anspruch des Weltläufigen und des distanzierten Blicks auf sich und die Gesellschaft widerspricht. Mir fällt dafür, nach halbwegs bemühter Einarbeitung auch in die sozialgeschichtliche Forschungsliteratur über Europa, zunächst keine andere Charakterisierung ein als die des Kleinbürgerlichen. Und in der Tat ist es wohl auch so, daß sich zumindest weite Teile der gegenwärtigen Soziologenschaft in der Bundesrepublik, nicht zuletzt auch als Folge der Unterbrechung in der Kontinuität der sozialen Rekrutierung und der intellektuellen Formierung in den dreißiger und vierziger Jahren, selber einem Prozeß des über den Bildungsaufstieg vermittelten Statuszuwachses aus dem deutschen Kleinbürgertum heraus verdanken. Ich muß es bei dieser, freilich durch aufmerksame Beobachtung gestützten Vermutung belassen, denn ich fand - trotz einiger Bemühungen - kaum gesichertes soziologisches Material, das schlüssige Auskunft über die soziale Herkunft der gegenwärtigen deutschen Soziologenschaft geben könnte.

Doch allein schon an den Verkehrsformen, die deutsche Soziologen untereinander pflegen, springt diese Vermutung ins fremde Auge, wenn es sich für solche Wahrnehmung erst einmal geschärft hat.

Sie sind, für meine Wahrnehmung, geprägt durch ein hohes Maß an nach

außen sorgfältig kaschiertem wechselseitigem Mißtrauen— von jeder Art von Mißtrauen, das dem kleinbürgerlichen Komplex von Enge und Bedrängnis entspricht und, wie dieser, mit tief verwurzelter sozialer Angst zusammenzuhängen scheint. Die in der sozialgeschichtlichen und auch soziologischen Literatur vielfach beschriebene Bedrängnis des Kleinbürgertums, das es 'nach oben' zieht, und das sich vor dem Absinken 'nach unten' ängstigt, trifft, wenn es denn stimmt, daß die überwiegende Mehrheit der gegenwärtigen deutschen Soziologenschaft sich aus ihm rekrutiert, mit jener Bedrängnis zusammen, in der sich die Soziologie in Deutschland (eigentlich seit ihrem ersten Auftreten) zwischen den übermächtigen Disziplinen der Philosophie und der Geschichtswissenschaft einerseits, der Ökonomie und Jurisprudenz andererseits vorfindet. In diesem Zusammentreffen scheint bei denen, die das Fach betreiben, eine 'Disziplinmentalität' des 'strukturellen Mißtrauens' entstanden zu sein, die von der Idee einer 'Kultur des argumentierenden Zweifelns' zutiefst verschieden ist, sich jedoch durchaus für sie ausgeben kann. Diese Disziplinmentalität erschließt sich dem von außen kommenden Beobachter über eine Fülle von je für sich erstaunlich, befremdlich und schwer erklärlich anmutenden Symptomen.

So fällt etwa auf, daß in der wissenschaftlichen Arbeit vor Ort wie auf Tagungen und Konferenzen aller Art sorgfältig darauf geachtet wird, das eigene Tun und Planen eher abzuschirmen gegen genauere Wahrnehmung von außen; zugleich zeigt sich eine detektivische Neigung zum Ausmachen dessen, was der andere wohl in der Hinterhand hat. Eigene Schwächen und Begrenzungen, ja ein gelegentliches Scheitern des eigenen wissenschaftlichen Handelns gelten nicht als mitteilunfähig und mitteilungsbedürftig. Wenn deutsche Soziologen miteinander reden, tragen sie sich wechselseitig die Erfolgsbilanzen ihres Tuns vor, statt sich, wie mir geläufig (und wohl auch im angelsächsischen Sprachraum üblicher), mit der Bitte um Rat zu dem, was ihnen Schwierigkeiten bereitet, an ihre Kollegen zu wenden. Kaum einer zieht andere wirklich hinein in das, was er tut und plant; jeder achtet mehr auf die Abgrenzung des eigenen Tuns gegenüber den anderen und darauf, daß das eigene Tun in seinen anerkennungsverdächtigen Stärken nach außen gewendet wird.

Dem energieverzehrenden Bemühen um positive Selbststereotypisierung entspricht eine subtil betriebene Praxis der negativen Fremdstereotypisierung, und beides zusammen erscheint dem Beobachter von außen bei näherem Zusehen wie ein immer erneut sich festigender Betrieb der Verwaltung von Schwähebewußtsein und Bedrängnisempfindung, - im Inneren der Disziplin,

aber auch in der Darstellung der Disziplin nach außen. Mich erinnerten einschlägige Beobachtungen immer wieder an literarische und sozialgeschichtliche Beschreibungen des kleinbürgerlichen Haushaltsverhaltens, in dem die Tür zur eigenen Schatzkammer der Geborgenheit nur um einen mißtrauischen Spalt geöffnet wird, wenn es unvermutet klingelt, - und in dem die Pracht der verbergenden Fenstervorhänge wichtiger ist als das, was sich beim Blick durch die Fenster von außen wahrnehmen ließe. Diskussionen auf Soziologentreffen erschienen mir häufig wie Versammlungen von Kleinpächtern (auch einigen Großpächtern darunter), die ihren Böden abgerungene Produkte vergleichend zur Schau stellen, und die zugleich darauf bedacht sind, die Düngemittel und Werkzeuge voreinander zu verbergen, mit denen sie ihre Erfolge erzielt haben, - sowie die Grenzen ihrer Produktionsflächen sorgfältig gegeneinander zu sichern. Ich übersehe nicht, daß manches an den so beschreibbaren Verhaltensweisen auch mit dem Konkurrenzdruck auf dem gegenwärtig so engen akademischen Arbeitsmarkt in Deutschland zusammenhängt; ich bedenke aber mit, daß auf diese Arbeitsmarktlage ja je nach Persönlichkeitsstruktur und Milieuprägung unterschiedlich reagiert werden kann.

Dem in die 'Feldforschung' und ihre Akzentuierung der Beobachtung eingeübten Blick eines nach angelsächsischem Muster ausgebildeten Soziologen aus der 'dritten' Welt erschließt sich im übrigen die Kleinbürgerlichkeit des, wenn man so sagen darf, 'soziologischen Milieu' in den Bundesrepublik auch an manchen Alltäglichkeiten, auf die der deutsche Soziologe selber professionell eher herabblickt: etwa am Wohn-, Kleidungs-, Sprach- und Geselligkeitsstil. Die Elemente dieser Stile sind im deutschen soziologischen Milieu schnell zu identifizieren, und sie können im Falle neuer Begegnungen zuverlässig erwartet werden, - und zwar in den der äußeren Erscheinung nach zunächst so unterschiedlich anmutenden Submilieus der älteren, etablierten Soziologenschaft wie der jüngeren, auf ungesicherten Stellen überlebenden gleichermäßen.

Recht verblüfft hat mich alsbald auch die Enge des soziologischen Milieus in der Bundesrepublik, wie schon angedeutet. Daß die Soziologie ein Kind der westlichen Industriegesellschaften ist und ihrer Herkunft nach in ihren Themen, Inhalten und Methoden weithin an diese gebunden ist, ahnt der außereuropäische Soziologe schon, der sich ihr in einem westlich geprägten Hochschulsystem im eigenen Land ausgesetzt hat. Doch daß die Fixierung der heutigen deutschen Soziologen auf das Substrat westlicher Gesellschaften so durchgreifend ist, hatte ich nicht erwartet. Die schon erwähnte Ignoranz unter

den deutschen Soziologen im Blick auf gesellschaftliche und kulturelle Lagen und Entwicklungen außerhalb ihrer eigenen Welt, die übrigens ihr Pendant in der außerordentlich dürftigen Auslandsberichterstattung der deutschen Massenmedien zu finden scheint, verbindet sich mit der tief verwurzelten, der theoretischen Reflektion weithin entzogenen, ihr eher fraglos unterlegten Anschauung, früher oder später müsse auch der Rest der Welt den Weg gehen, den man selbst genommen hat, zu einem Syndrom, zu dessen Kennzeichnung im Deutschen mir, man sehe mir das nach, nur das pejorative Wort Borniertheit zur Verfügung steht.

Diese Borniertheit hat aber, und das hat mich fast noch mehr erschüttert, auch ihre Erstreckung nach innen. Gelegentlich konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die deutschen Soziologen in der Wahrnehmung anderer Milieus als ihres eigenen in der deutschen Gesellschaft der gleichen Denkfigur der 'primitiven' Gesellschaft folgen, die sie sich für die Wahrnehmung vermeintlich weit zurückgebliebener außereuropäischer Gesellschaften von einer früheren Sozial- und Kulturanthropologie oder Ethnologie ausgeliehen haben (und die übrigens auch in milderer Konzeption, wie sie heute eher geläufig sind, in ihren Grundzügen wiederkehrt). Es war für mich schon frappierend, wie man beim Entwurf von Forschungsvorhaben, bei den Vorüberlegungen zu Forschungsstrategien und zur Forschungspraxis gedanklich und - wenn ich so sagen darf - moralisch mit den antizipierten Befragungspopulationen umgeht, - vom tatsächlichen Forschungsverlauf und der späteren Interpretation von Befragungsergebnissen ganz zu schweigen. Ich habe auch nicht für möglich gehalten, wie wenig an historischer und literarischer Bildung im Blick auf den eigenen Kulturkreis in der gegenwärtigen deutschen Soziologenschaft lebendig ist: in jenem Lande, das mir als das Vorzugsland einer in gediegene Bildung eingelassen Wissenschaft erschien. Nur zwei Beobachtungen dazu seien hier benannt.

Über das Thema 'Familie' wird unter deutschen Soziologen heute geredet und gearbeitet, als ob es weder die reiche Forschungsliteratur sozial- und kulturanthropologischer Provenienz zu Verwandtschaftssystemen in verschiedenen Kulturen und zu verschiedenen Zeiten - noch auch die mittlerweile so ergiebige historische Forschung zur Entwicklung von Familienformen in Europa selber gäbe. Über das Thema 'Religion' wird unter deutschen Soziologen heute gearbeitet und geredet, als ob es die ausgebreitete vergleichende Religionsforschung nicht gäbe, - und in geradezu umwerfender Unkenntnis all dessen, was die eigene christliche Überlieferung zur Geschichte und Gegenwart der westlichen Gesellschaften beigetragen hat: es ist, also ob die Relevanz

dieser Überlieferung den deutschen Soziologen als gesellschaftlich und kulturell 'abgeschrieben' gilt und daher auch nicht als 'wissenswert' erscheint. So arbeiten sie in beiden hier erwähnten thematischen Hinsichten (und manchen mehr) an der Wirklichkeit ihrer eigenen Gesellschaften vorbei, - nicht zu reden von der Wirklichkeit außereuropäischer, wenn sie überhaupt in den Blick tritt. Und das - ich konnte und kann es kaum fassen - im Lande Max Webers (um nur ihn zu nennen), über den viel geredet wird, dessen welt-geschichtliche Orientierung aber kaum noch zum Maß des eigenen Tuns genommen wird.

Und wieder drängte sich mir, man möge es mir nachsehen, das Deutungsmuster des Kleinbürgerlichen am deutschen soziologischen Milieu auf in dem Bemühen, all so etwas zu 'verstehen'. Gerade das deutsche Kleinbürgertum ist ja wohl, wenn ich das richtig sehe, durch eine hochgradige 'Verwandtschaftsfeindlichkeit' der 'Kleinfamilie' gekennzeichnet, - und durch ein kenntnis- und sprachloses Verhältnis zur Religion, wie sie sich in der deutschen Gesellschaft darstellt. Beide Sachverhalte, wenn sie denn zutreffen, bleiben natürlich ihrerseits erklärungsbedürftig; erklärlich werden sie freilich, wie ich aus der Erfahrung vieler Gespräche hinzufügen möchte, nicht dadurch, daß man sie unter so beliebte abstrakte Kategorien wie 'Kontraktion' und 'Säkularisierung' subsumiert, die nur festschreibender Ausdruck begrenzter kollektiver Erfahrung sind, sondern nur durch eine breite und tiefschürfende Auseinandersetzung mit den Sachverhalten, die durch solche Kategorien schnell der Wahrnehmung entzogen werden. Anzumerken bleibt hier noch, daß - durch meine Augen - ein nicht unbedeutender Teil der in der Bundesrepublik veröffentlichten soziologischen Literatur auch gelesen werden kann als Produkt der Anstrengungen eines als akademischer Betrieb etablierten begrenzten sozialen Milieus, sich die Welt außerhalb der eigenen Erfahrungsreichweite anzueignen, - im Blick auf den eigenen Kulturkreis ebenso wie, wenn es denn überhaupt darum geht, im Blick auf andere. Manches soziologische Buch, das ich in Deutschland gelesen habe, gab mir das Gefühl, als werfe in ihm jemand aus seinem sozialen Gärtchen hinaus einen Blick in die 'Welt hinter den Bergen'. Es entspricht dem Komplex von Enge und Bedrängnis, der dem soziologischen Milieu in Deutschland in seiner heutigen Kleinbürgerlichkeit eignet, daß die Aneignung der fremden Welten in der eigenen Tätigkeit nur selten mit wirklicher Erweiterung der eigenen Perspektivität Hand in Hand geht, sondern vielmehr, zunächst wenigstens, nichts anderes ist als Umformung des Anderen nach dem eigenen Bilde und Vermögen.

Wenn ich mir mit solchen Gedanken verständlich zu machen versuche, was mich am Gehalt, an der Orientierung und an den Verkehrsformen soziologi-

scher Wissensproduktion in Deutschland heute so vielfältig irritiert hat, dann fügt sich dem auch noch eine weitere Beobachtung. Der 'soziologische Diskurs' in Deutschland scheint mir auf allen Ebenen, auf denen er sich vollzieht, gekennzeichnet zu sein durch die Abwesenheit solcher einsichts- und erkenntnisfördernder Denk- und Verhaltensweisen, die man zusammenfassend als Selbstironisierung beschreiben könnte. Wiederum drängt sich der Gedanke an den Milieuvvergleich auf : ein Hauch (und oft mehr als nur ein Hauch) des so viel zitierten kleinbürgerlichen Stammtischernstes liegt über vielen soziologischen Diskursen, die in Deutschland stattfinden,- in Seminaren ebenso wie auf Soziologentagen. Die 'Kultur der Ironie', das Nicht-ganz-Ernstnehmen dessen, was man tut, und dessen, womit man es zu tun hat, als Ausdruck und Vorrecht von intellektueller Souveränität : das ist nicht die Stärke der gegenwärtigen deutschen Soziologenschaft. Selbst noch der, der sich zu einem 'alternativen' Soziologendasein entschließt, tut dies mit seinem Maß an Würde und Ernst. Zur 'Kultur der Ironie' fähig zeigen sich einige abgehobene Figuren der soziologischen Szene in Deutschland, doch die Demonstration dieser Fähigkeit scheint ihnen im Binnenverhältnis zur eigenen scientific community eher zum Nachteil zu gereichen. Man spielt nicht mit sich selbst und 'seiner Sache'; man hat beides ernstzunehmen.

In dieser Denkhaltung steckt ein weiteres Phänomen, zu dem ich nur sehr schwer ein Verhältnis herstellen konnte : die Unfähigkeit, im Blick auf das eigene Tun wie im Blick auf das, womit man es zu tun hat, abwägend in Dissonanzen zu denken. Mit Dissonanzen kann der deutsche Soziologe nicht leben; sie müssen abgearbeitet, aufgelöst werden. Der deutsche Soziologe ist seinerseits zutiefst irritiert, wenn ein Kollege aus einer 'anderen Welt' diesen elementaren Drang nicht verspürt, sondern ein Feld von Dissonanzen als willkommene Quelle der Steigerung der Einsichtsfähigkeit und als Bewährungsprobe des Denkens und Handelns auffaßt, - des soziologischen wie des gesellschaftlichen. Ich muß hier, meinem Erkenntnisstand entsprechend, dahingestellt sein lassen, wie tief diese Angst vor Dissonanzen in die Überlieferung der deutschen, vielleicht der westlichen Kultur überhaupt eingelassen ist,- und woran das letztlich liegt.

Der sozialwissenschaftliche Pilger aus der 'dritten' Welt, der sich seinem kulturellen Selbstverständnis nach schon mit dieser umgreifenden Etikettierung in den Sog westlicher Weltwahrnehmung gezogen fühlt, gibt sich bei allem inneren Widerstand gegen diesen Sog doch der frohen Erwartung hin, beim Betreten der 'ersten' Welt und ihrer Territorien des Soziologischen die 'Wirklichkeit' beider unmittelbar erleben zu können : die Wirklichkeit des ge-

sellschaftlichen Lebens in dieser Welt und die Wirklichkeit des soziologischen Forschens in ihr, - und wie sich beide ineinander spiegeln.

Das alles kennt er ja nur aus zweiter Hand: aus der vielfältig und häufig arbiträr erscheinenden verändernden Einwirkung der westlichen Welt auf seine eigene, - und aus Büchern. Was er nun tatsächlich betritt, und worin er in aller Regel auch weithin verbleibt, ist zunächst das Territorium der organisierten sozialwissenschaftlichen Tätigkeiten; das gesellschaftliche Leben in der 'ersten' Welt vermittelt sich ihm zunächst nur höchst selektiv und in vielfältig gebrochener Form. (Nicht anders ergeht es umgekehrt jenem westlichen Soziologen, der sich auf seinen Reisen durch die 'dritte' Welt von soziologischer Enklave zu soziologischer Enklave durcharbeitet wie der Tourist von Hotel zu Hotel; nur wenige realisieren dies freilich.)

Dabei fällt dem sozialwissenschaftlichen Pilger aus der 'dritten' Welt in den Heimstätten der soziologischen Tätigkeit in der 'ersten' Welt alsbald auf, wie wenig in ihnen von dem sichtbar wird, worauf sie sich eigentlich beziehen. Beherrschend ist, 'what is said about it'. Nun mag es zum Wesen des (sozial-)wissenschaftlichen Geschäfts gehören, vorderhand das schon immer über das designierte Bezugsfeld Gesagte immer wieder neu zu rezipieren, neu auszulegen, im Lichte neuer Gesichtspunkte zu rekonstruieren. Was verblüfft, ist das Ausmaß der Präsenz dieser Tätigkeitsform in ihrem Verhältnis zu denen, die sich auf die designierte Bezugswelt selbst richten. So sehr mich das bekannte Motto 'Literaturkenntnis schützt vor Neuentdeckung' angesichts der dürftigen Kenntnis und Verfügbarkeit vor allem klassischer soziologischer (und anderer) Literatur in meiner Heimat beeindruckt hat: gerade im Hinblick auf die westliche Ursprungswelt der Soziologie hatte ich, in aller Naivität, angenommen, eine breite Verfügbarkeit dessen, 'what is said about it', sei fraglose und im Vorfeld wissenschaftlicher Tätigkeit erfüllte Voraussetzung für sie, die sich dann selber auf die designierte Bezugswelt zu konzentrieren habe. Diese naive Annahme mußte ich bald zurücknehmen. Nicht nur mußte ich entdecken, daß weite Felder soziologischer Tätigkeit davon besetzt sind, den überlieferten Überbau an 'what is said about it' ständig 'umzuwälzen'. Die gegenwärtige Diskussion in Deutschland um Werk und Person von Max Weber etwa erschien mir, je mehr ich mich in sie vertiefte, als in einem beträchtlichen Mißverhältnis von Aufwand und Ertrag stehend, - sieht man einmal, aus meiner Sicht, ab von den erfrischenden Kritiken an den Unzulänglichkeiten seines nicht-europäischen Materials, mit dem er arbeitete, und an der Eurozentrizität seiner Deutungen, die diese Debatte mit hervorgebracht hat. Ich mußte auch entdecken, daß die gegenwartsbezogene Forschungstätigkeit der Soziologen sich

ebenso weithin im Argumentieren um und über das erschöpft, 'what is said about it': 'somewhere else and by someone else'. Die Ausgedehntheit des zirkulären, repetitiven, redundanten Diskurses über das, was über die designierten 'Sachen' des Faches gesagt worden ist, frappiert den Soziologen, der aus gesellschaftlichen Verhältnissen kommt, in denen diese selbst ihm die 'Sachen' und 'Probleme' unentwegt vor die Füße legen. Da es solche Sachen und Probleme nun wohl in der 'ersten' Welt auch gibt, entsteht im Kopf des zureisenden Soziologen ein Erklärungsbedürfnis.

Einer der ersten Gedanken, der mir unter dem Eindruck dieser Beobachtung in den Sinn kam und sich in der Folge immer wieder bestätigen ließ, war der: man redet und schreibt so viel über das, 'what is said about it', weil es an einer ausgeprägten, zwanglosen und informellen Kommunikation unter den Soziologen mangelt, und weil es keinen gereiften und gemeinsam geteilten Korpus an Alltagswissen vom eigenen Tun und an (durchaus bewegungs- und gestaltungsfähigen) Selbstverständlichkeiten der professionellen Orientierung gibt, - vor aller womöglich kontroversen Auseinandersetzung über die 'Sachen'. Und in der Tat: wenn mich meine kursorischen Nachforschungen zu diesem Problem nicht trügen, ist die Dichte informeller Begegnung unter den deutschen Kollegen ungewöhnlich gering; dichter wird sie nur innerhalb kleiner Gruppierungen, und eben dies trägt zur Ausdünnung der 'flächendeckenden' Kommunikation bei. Es hat mich zum Beispiel, im Vergleich zu meiner Heimerfahrungen, sehr überrascht zu erfahren, daß der Autor eines neuen Buches oder eines Zeitschriftenaufsatzes nur in seltenen Fällen Zuschriften oder Anrufe aus der Kollegenschaft erhält, die sich dazu äußern. Es hat mich auch überrascht zu erfahren, wie selten sich selbst am gleichen Ort tätige Kollegen außerhalb terminierter und zweckbestimmter Veranstaltungen treffen zum zwanglosen Gespräch über 'what is on in the field', sie scheinen sich sogar eher planvoll aus dem Wege zu gehen. Sie gehen noch nicht einmal wechselseitig in ihre Seminare, wie sehr sie auch ihr Interesse an dem bekunden mögen, was der andere da macht; gemeinsame Seminare sind selten und werden auch auf dem Weg der 'Deputatsrechnung' häufig entmutigt.

Ein Mangel an 'flächendeckender' und im einfachen menschlichen Sinne vertrauter Kommunikation fügt sich gut zu einem Übermaß an zeremonialisierter Kommunikation, in der es mehr um deren Eigenläufigkeiten geht als um das, wozu sie designiert ist-, womit über den Bedingungs Zusammenhang von Mangel und Übermaß noch nichts gesagt ist. Sieht man hier eine Art von 'Wahlverwandtschaft', stellt sich ein neuer Erklärungsbedarf ein. Es steht mir nicht zu, ihn befriedigen zu wollen; ich will hier auch nicht noch einmal, so

nahe das liegt, das Deutungsmuster der Kleinbürgerlichkeit ausbeuten. Wohl aber möchte ich einen Gedanken äußern, der mir beim mühseligen Nachdenken über diese Beobachtungen immer wieder gekommen ist : das Geschäft der soziologischen Tätigkeiten in Deutschland scheint sich für meine Wahrnehmung in ein Geflecht von allerlei Derivaten des eigenen Tuns und seiner Bestimmung verstrickt zu haben, aus dem die so Tätigen kaum noch unbefangenen hinauszublicken vermögen. In diesem Geflecht verschwinden die 'Sachen', auf die sich die soziologische Tätigkeit richten sollte, und der Blick auf ihre weitere Einbettung über ihren Charakter als faits sociaux hinaus wird getrübt : es verschwinden in ihm aber auch die in der Wissensgeschichte längst abgeklärten (wenn auch nicht notwendig entschiedenen) Bedingungen der Möglichkeit, sich den 'Sachen' denkend und forschend zu nähern. Statt dessen produziert die Soziologie unablässig ihre eigene Erkenntnistheorie und Methodologie, ziemlich unabhängig von dem, was andere Disziplinen, vorab die Philosophie, zu ihnen längst beigetragen haben und ständig weiter beitragen. Furore kann die Soziologie im Kontext der zeitgenössischen deutschen 'Geisteswissenschaften' damit darum zeitweilig machen, weil sich viele andere Disziplinen um so etwas gar nicht mehr recht zu kümmern scheinen. Was in den grundlagentheoretischen und methodologischen Debatten der ausgehenden sechziger und der beginnenden siebziger Jahre in der deutschen Soziologie, über die einem Beteiligte wie Rezipienten heute berichten wie Theologen über ein lange zurückliegendes concilium clausum, zur Sprache gekommen ist, verrät nicht nur viel von der brüchigen Basis primärer Kommunikation unter den Soziologen, sondern auch viel von der Fixierung der deutschen Soziologie auf sich selbst. Man hat mir oft gesagt, und das war hie und da auch nachzulesen, daß die empirische Forschung durch diese Debatten und ihre Weiterungen teils gelähmt, teils ins innere Exil des 'Weitermachens wie bisher' abgedrängt worden sei, in jedem Falle aber haben wohl gerade die abgehobenen methodologischen Rigorismen dieser Debatten der empirischen Forschung manchen Lebenssaft entzogen, sie in ihrer realitätsnahen Beweglichkeit erheblich beeinträchtigt und sie übermäßig aufs Methodentechnische fixiert.

Und die Debatten dauern an, - auf kleiner Flamme und in kleiner Münze, gleichwohl mit breiter, vornehmlich untergründiger Wirkung, so daß heute kaum noch ein Text aus der Forschungsliteratur ohne ein Vorverständnis vor allem von seiner versteckten Struktur der Verweisungen auf sie gelesen werden kann . Der soziologische Diskurs in Deutschland scheint, so hat es sich mir aufgedrängt, ob der Undurchsichtigkeit seiner selbst erzeugten Voraussetzungsfülle zu zerfasern; er versackt nach innen in einem 'Wellensalat' der

Kommunikation und wird von außen nicht mehr recht verstanden, weil er einer breiteren Öffentlichkeit zugängliche Mitteilungsfrequenzen nicht mehr beschickt und beschicken kann.

Dieses Schicksal teilt die Soziologie, so könnte man nun vermuten, mit der Gesellschaft, in der sie lebt. Es liegt mir fern, an dieser Stelle in geläufige kulturkritische Deutungsmuster zu verfallen, wie sie gerade in Deutschland so zahlreich im Umlauf sind; es liegt mir auch fern, die Soziologie in Parodierung ihrer selbst zum Erzindikator gesellschaftlicher Verhältnisse zu nehmen.

Und dennoch : je tiefer ich in das Geschäft der Soziologie in Deutschland meinte eingedrungen zu sein,- und je mehr ich von der Funktionsweise der gegenwärtigen Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland meinte verstehen zu können über das hinaus, was der außer-europäische Besucher im Schnitt von ihr kennen lernt, desto klarer meinte ich einen Zug identifizieren zu können, den die deutsche Soziologie teilt mit der Gesellschaft, in der sie betrieben wird. Es böten sich mancherlei Termini aus der so hoch und durchweg mehrdeutig geladenen, begriffsgeschichtlich so gut wie gar nicht abgeklärten Fachsprache der Soziologie selber an, um diesen Zug zu kennzeichnen; ich versage mir jedoch mit Bedacht solche Rückgriffe und biete eine metaphorische Bezeichnung an, die mir in meinen Verständigungsbemühungen durchaus geholfen hat. Der soziologische Diskurs in Deutschland ist, so möchte ich es fassen, in hohem Maße zirkumstantialisiert, und das sind auch die gesellschaftliche Ordnung und die Verkehrsformen der Menschen in der Bundesrepublik. Zirkumstantialisiert - das soll heißen : verfangen, verstrickt in selbst geschaffene Umstände des Denkens und Handelns, die sich wie das verwirrende Gerüst eines komplizierten Mikado-Wurfes auftürmen, alle Gestaltungsenergie auf sich selbst lenken - und dabei verzehren.

Was können Deutsche - wenn eine solche Wendung aus Gründen der Bildhaftigkeit hier erlaubt ist - nicht alles erfinden, um sich den Umgang miteinander und mit sie gemeinsam beschäftigenden Sachverhalten oder Problemlagen zu komplizieren, - bevor und indem sie tätig werden ! Wie beharrlich können sie ihre Neigung zur 'Verumständlichung', vornehmlich auf dem Wege von Regelungen des Umgangs mit dem, um das es geht, verfolgen, und wie gern scheinen sie sich an den Erzeugnissen dieser Neigung abzarbeiten - und an ihnen zu leiden ! Vor allem ihre Produktivität in der Stiftung und Raffinierung von Umgangsregelungen aller Art, mit Mitmenschen wie mit Sachen, und ihre Produktivität in der Erzeugung von Begründungen für solche Regelungen scheinen schier unerschöpflich zu sein : vom geselligen Verkehr auf privatester Ebene, über die Öffnungszeiten von Läden und Restaurants und Vorschriften,

über die dokumentarisch zu belegende Ehefähigkeit von Heiratswilligen und die minutengenauen Fahrpläne von städtischen und Überlandbussen bis hin zur gerade jetzt so heiß umstrittenen Regelung der Arbeitszeiten, zum familienzerstörerischen planvollen Umgang mit der Freizeit und dem Vergnügen - und schließlich auch zur minutiösen Ritualisierung der Antragstellung für Forschungsvorhaben, die der finanziellen Förderung von außen bedürfen. Das alles soll hier nicht als Ausfluß eines 'Volkscharakters' gesehen werden, wohl aber als ein von außen nun doch indentifizierbares besonderes Merkmal einer gegebenen Gesellschaft, deren Strukturierung ja ebensowenig vom Himmel fällt wie der Stil der Verkehrsformen, die in ihr gängig sind. Ich weiß Tiefschürfenderes zur historischen Herleitbarkeit dieses Merkmals oder zu seiner, wenn es so etwas gibt, sozialstrukturellen Erklärung hier nicht zu sagen. Zusätzlich anmerken kann ich aus meiner Sicht nur zweierlei : zum einen, daß das Gewicht dieses Merkmals für das Profil der deutschen Gesellschaft und ihrer Soziologie offenbar beiden aus ihrer Binnenperspektive heraus wenig gewahr wird; - zum anderen, daß im Binnenverhältnis beider zueinander die Soziologie in Deutschland die zirkumstantialisierte Verfaßtheit ihrer eigenen Gesellschaft nicht zum Thema ihrer Analyse nimmt, sondern sich vielmehr, in der gleichen Verfaßtheit verharrend, darauf einläßt, eben sie zum *fait social* zu erklären. So bewegen sich denn beide im Kreise, und keiner von beiden vermag mehr als Handlungs- und Gestaltungsproblem zu begreifen und anzupacken, was ihm der jeweils andere als dem handelnden Zugriff entrücktes Strukturproblem zuspießt. Gelegentlich mit dieser vertrackten Situation hadernnd, bäumt sich der eine oder andere Soziologe immer mal wieder auf, diesen Kreis zu durchbrechen, - um dann doch nur der eigenen Zirkumstantialität der Soziologie eine weitere Ebene hinzuzufügen. Es steht mir nicht an, diese Impression zu überhören, indem ich in ihrem Lichte auf die eine oder andere theoretische Leistung deutscher Soziologen eingehe. Doch ich muß hier gestehen, daß mir vor allem die mittlerweile auch gesellschaftlich verbreitete systemtheoretische Idee von der fortschreitenden Ausdifferenzierung von Teilsystemen und von der Unmöglichkeit des Transfers von Potentialen und Leistungen von einem zum anderen in diesem Lichte viel zu denken gegeben hat; ich mag sie freilich auch gänzlich mißverstanden haben.

Vieles von dem, was ich hier zu sagen versucht habe, müßte ich selber sofort der weiteren Diskussion unterziehen unter dem Leitgedanken des 'Ja, aber ..'. Wie könnte es auch anders sein, wenn man sich mit der stets so vielfältigen, auch in sich widersprüchlichen gesellschaftlichen Realität auseinandersetzt, - auch der der Soziologie selber ! Es ist ja dieses '..aber ..', das die Einsichtsfä-

higkeit steigert, zumal wenn es, wie auch das 'Ja, ..' in jener spielerischen und der Ironie fähigen Weise aufgefaßt wird, deren Fehlen mir am soziologischen Denken und Reden in Deutschland so aufgefallen ist; auch das Ironische, wenn es denn auftaucht, wird in Deutschland noch zum Ernst, ja zur Waffe des Argumentierens. In dieser Haltung des bleiernen Ernstes und der stirnrunzelnden Wahrnehmung von Dissonanzen vergehen dem deutschen Soziologen leicht die Lust und die Fähigkeit, Unerwartetes, Überraschendes, Nicht-ins-Bild-Passendes, auch Absonderliches mit einem spielerischen und zugleich ernsthaften 'Sieh da !' zu packen, festzuhalten, zu betrachten - und auch wieder loszulassen. Es ist ja nicht von ungefähr, daß die deutschen Soziologen, wie mir immer wieder aufgefallen ist, so schlechte Beobachter sind, auch: Selbstbeobachter. Mit großer Beharrlichkeit, gelegentlich Verbissenheit, sind sie ständig auf der Suche nach dem, was sich hinter der beobachtbaren Wirklichkeit zu verbergen scheint und in dessen Dingfestmachung sie ihre Bestimmung finden. Die Aussagekraft, die in der Vielfalt des Beobachtbaren selber steckt, geht ihnen dabei leicht verloren. Die professionelle Kunst des Beschreibens, die mir so geläufig ist in einer kultursoziologisch hoch interessanten Paarung von 'asiatischer' Aufmerksamkeit fürs Detail und angelernter angelsächsischer Tradition sozialanthropologischer Feldforschung, ist in Deutschland auf das Abstellgleis der explorativen Vorstufe wissenschaftlicher Hypothesenbildung geschoben worden und verkümmert dort, - sehr zum Nachteil auch und gerade für den Inhaltsreichtum und die Realitätsnähe dessen, was dann als Hypothesen zum Ausgangspunkt des Forschens wird. Gehalt und Ergebnis dieses Forschens gewinnen dann zwar an jener Präzision, der man sich selbst verpflichtet hat, verlieren jedoch an Saft und Kraft oder, seriöser ausgedrückt, an Kontexterhellung, Tiefenschärfe, gesellschaftlicher Relevanz. Zugespitzt könnte man sagen : ein soziologischer Forschungsbericht ist umso fesselnder, bringt umso mehr weiterführende Einsichten ans Licht, je weniger er das, was er zu sagen hat, an die Vorkehrungen bindet, über die seine Aussagen erzielt worden sind. Dies zu tun, gilt jedoch im professionellen Kontext als risikobeladenes Wagnis, ja als Häresie, - und so steht sich die professionelle Soziologie im Blick auf die gesellschaftliche Aufklärung ihrer eigenen Genossen wie im Blick auf die soziologische Aufklärung der Gesellschaft, der sie angehören, leicht selbst im Weg. Das Quasi-Experimenthafte am Forschen ist es, was als handlungs- und denksteuernde Idee zählt; der Gedanke von Clifford Geertz, die 'Erweiterung unseres Diskurs-Universums' als Aufgabe des Forschens zu sehen, erscheint eher als dubios. So kommt es dazu eben auch nicht.

Es ist gut, daß ich all dies jetzt, unmittelbar nach meiner Rückkehr, zu Papier

bringe. Noch fühle ich mich wie in einem kulturellen Vakuum, in einem druckverminderten Existenzraum, in dem ich sehr unbefangen mit meinen Ideen umgehen kann. Schon ohne mich, daß ich in einigen Wochen beim Überlesen dieser Seiten in tiefe Skrupel verfallen werde über das meiste hier Gesagte, - vor allem aber über die Unverblümtheit, mit der ich all dies meinen deutschen Freunden und Kollegen mitgeteilt habe. Doch wird man vielleicht in einer Kultur, die deklamatorisch so viel Wert legt auf ungeschminkte Offenheit der Aussage, auch und insbesondere dann, wenn sie Ungewohntes und Unangenehmes mitteilt, Nachsicht mit mir üben. Ich hoffe nur, daß ob solcher Nachsicht nicht wiederum das, was ich zu sagen versucht habe, ins Abseits gerät. Denn ich möchte auch in Zukunft all die Einsichten, für deren Gewinnung ich sehr dankbar bin, mit meinen deutschen Freunden und Kollegen teilen können, - vorab die Einsicht, daß auch die Soziologie ein kulturgeschichtliches Unternehmen ist, dessen Erträge erst dann fruchtbar werden können, wenn man die in diesem seinem Charakter angelegten Grenzen mit bedenkt. Auch die Soziologie ist ein Medium kultureller Weltaneignung und -gestaltung : für die, die sie selber betreiben, - für die Gesellschaft, in der Soziologie betrieben wird, - für den Kulturkreis, der sie hervorgebracht hat. Der westliche Soziologe muß sich in seinem Tun mit den Interferenzen dieser drei Ebenen des Aneignens auseinandersetzen lernen. Der außer-europäische Soziologe wird für sich begreifen müssen, daß seine Rezeption der Soziologie begleitet sein muß von der Einsicht, daß sich in ihr zunächst die Welt des Westens ihrer selbst vergewissert. Und er muß lernen, aus eigenem Vermögen dazu beizutragen, daß diese innere Begrenzung der Soziologie überschritten werden kann in einem anderen Sinne als dem, in dem seine eigene Welt nur nach dem Bilde der anderen erscheint. Gelingt ihm dieser Beitrag, wird auch der westliche Soziologe für sich und seine Gesellschaft Gewinn daraus ziehen können.